

die rätselhafte *Si-wang-mu*¹ und vor allem jenes seltsame Gewässer, von dem noch zu reden sein wird, das *Joh-shui*, bis über *Ta-ts'in* hinaus gen Westen gerückt, und diese Analogie leiht meiner Folgerung eine willkommene Stütze; denn wie die *Gobi* vor alters ein ziemlich vager Begriff, so ist auch das *Joh-shui* nach Chavannes' wohlbegründetem Urteil² bloß von Hörensagen bekannt gewesen, und vollends die *Si-wang-mu* tritt ja ganz im Gewande der Sage auf. In der Tat ist denn auch Hirth im Anschluß an Kingsmill durch die Wanderung dieser ebengenannten Dinge zu der Überzeugung gelangt, daß sie „die terra incognita jenseits der westlichen Grenze der Welt einnahmen, welche die Chinesen in den verschiedenen Perioden des Altertums kannten“.³

Bei dieser Lage der Dinge wird man es nun aber nicht bloß für möglich oder wahrscheinlich, sondern geradezu für selbstverständlich halten dürfen, daß alles, was Altchina über hochasiatische Gebirge zu Ohren kam, kurzweg auf den einen *K'un-lun* übertragen wurde. Und nun wissen wir seit den auf chinesische und arabische Berichte gegründeten Forschungen von Ritter, Klaproth und Abel-Rémusat, die zuerst Alexander v. Humboldt zusammengestellt und erweitert,⁴ dann Richthofen⁵ und letztlich auch Chavannes⁶ durch ferneres Beweismaterial ergänzt und neu bestätigt haben, daß gerade das wichtigste von ihnen, die Randmauer des ursprünglichen „Nordweges“, nämlich der *T'ien-shan*, noch mindestens im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine ganze Anzahl aktiver Herde des Vulkanismus besessen hat (wovon ja zum wenigsten einer, die Solfatara von Urumtsi, noch heute brennt), und

wenn es mit naivem Staunen bemerkt: „Als *Chang K'ien* das Westmeer passiert hatte und nach *Ta-ts'in* gekommen war, gab es im Reiche *Wu-ch'i* nochmals ein Westmeer und an seinem Ufer einen kleinen *K'un-lun*, der 80000 Fuß hoch war“ (張綽渡西海至大秦, 烏遲國復有西海, 海濱有小崑崙高萬仞).

¹ Auch ich kann mich so wenig wie Forke (Se Wang Mu, Mittlgn. d. Semin. f. orient. Spr. zu Berlin IX, 4, 5, Mu Wang etc. S. 171) entschließen, *Si-wang-mu* bloß als die phonetische Wiedergabe eines Fremdwortes (Volksnamens) aufzufassen; ich halte sie nach wie vor für ein Weib. Denn ich wüßte vor allem nicht, warum man unter mindestens einem Dutzend Homophonen, die zu Gebote standen, gerade das bedeutungsvolle Schriftzeichen für „Mutter“ gewählt haben sollte, wenn man nicht auch seinen Begriff hätte ausdrücken wollen. Pflügt der Chinese doch auch bei rein phonetischer Transkription (mit einer Art Volksetymologie der Schrift) die Zeichen möglichst so zu wählen, daß sie eine bestimmte Vorstellung erwecken, ein charakterisierendes Urteil abgeben — wie denn m. E. sogar die phonetischen Elemente der Schriftzeichen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle zugleich ideographisch sind. Die chinesische Schrift ist eben immer noch im Grunde eine Bilder- und Vorstellungsschrift. — Nebenbei bemerkt gilt dasselbe auch für die mythische *Nü-kua* (女媧), die man ja ebenfalls zu einem Manne hat machen wollen.

² Mém. hist. I, 126, Anm. 2.

³ Hirth, China and the Roman Orient S. 293.

⁴ Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asiens (Berlin 1832), S. 52—64.

⁵ China I, 219, 220.

⁶ Documents sur les Tou-kiue occidentaux S. 115, 235, 236.